

Zeitschrift: Rheinfelder Neujahrsblätter
Herausgeber: Rheinfelder Neujahrsblatt-Kommission
Band: 52 (1996)

Artikel: Zwischen Hunger und Hoffnung : Kriegsende und Franzosenzeit in
Badisch Rheinfelden
Autor: Kienzle, Helmut
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-894449>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zwischen Hunger und Hoffnung – Kriegsende und Franzosenzeit in Badisch Rheinfelden

Helmut Kienzle

Zwei Wochen, bevor am 8. Mai 1945 mit der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht der Zweite Weltkrieg in Europa zu Ende ging, war für Badisch Rheinfelden mit dem Einmarsch französischer Truppen am 25. April der Krieg vorbei.

Zwar war man in der Industriestadt am Hochrhein von Kampfhandlungen verschont geblieben – die kriegswichtigen Betriebe hätten durchaus Ziele von alliierten Bombardements sein können; der verschärfte «totale Krieg» wurde dennoch im Alltag erfahren: überfliegende Bombengeschwader und Fliegeralarm, Gefallene und Verwundete in den meisten Familien, Spitzel- und Denunziantentum, Versorgungsschwierigkeiten.

Spätestens seit dem März 1945, als der Geschützdonner von der Burgundischen Pforte her auch bis an den Hochrhein und zum Dinkelberg drang, war den meisten – wenn sie sich nicht durch ideologische Verblendung an einen «Endsieg» klammerten – klargeworden, dass der Zusammenbruch nur noch eine Frage von Wochen sein konnte. Nach der Einnahme von Breisach und Freiburg am 21. April waren die französischen Verbände täglich zu erwarten.

Schützenstellungen, Panzersperren und Panzerabwehrgräben sollten den Vormarsch aufhalten. Seit Spätherbst 1944 hatten Angehörige des «Volkssturmes», aber auch Frauen und Schulkinder diese ausheben und verstärken müssen, unter anderem in Warmbach, Herten (Markhof), Degerfelden (bei der Sägemühle quer durchs Tal) und in Rheinfelden selbst (bei der Christuskirche und am Adelberg). Eine Verteidigungsbereitschaft von Zivilbevölkerung und Wehrmachtsangehörigen war jedoch nicht mehr vorhanden. Gefürchtet wurden mögliche Aktionen von SS-Einheiten (wie sie in Radolfzell und Stockach geschahen) oder von seiten des «Werwolfes», die dieser gegen die eigenen Leute und anrückende Franzosen unternehmen könnte – mit dem Risiko einer Bombardierung Rheinfeldens. Ein anderes Problem wurde noch rechtzeitig gelöst: Man befürchtete Racheakte und Plünderungen

durch die in den Rheinfelder Betrieben und in der Landwirtschaft tätigen Kriegsgefangenen und zivilen Zwangsarbeiter, vor allem Russen, Polen, Belgier und Franzosen. Der wahnwitzige Plan von NS-Funktionären, diese am Rhein unten zu «liquidieren», konnte vereitelt werden – dank einer gezielten Rettungsaktion (unter massgeblicher Beteiligung der Familien Gerwig aus beiden Rheinfeldern) mit den Schweizer Behörden, die sich aus humanitären Gründen bereit erklärten, die Menschen aufzunehmen: Am 21. und 22. April kamen diese entrechteten und ausgebeuteten Männer und Frauen – nach vorsichtigen Schätzungen mehr als 1000 – über die Kraftwerks- und die Rheinbrücke in die Schweiz.

Ein weiteres, die Lebensgrundlage beider Rheinfeldern bedrohendes Risiko konnte im wörtlichsten Sinne «entschärft» werden: die befohlene Sprengung von Kraftwerk, Rheinbrücke und Eisenbahnunterführung – sie waren mit Dynamit geladen durch Wehrmacht oder Gestapo. Zwei Tage vor der Ankunft der Franzosen widersetzte sich ein kleines Widerstandskomitee in Zusammenarbeit mit Militär- und Zivilpersonen aus Schweizer Rheinfeldern dem sinnlosen Befehl.

Diese Gruppe um den Hotelier Ernst Danner machte sich auch daran, eine Verteidigung zu verhindern und die Stadt kampflös an die Franzosen zu übergeben. Am 24. April, nach der Einnahme von Lörrach, rückte ein Detachement des 23. Kolonialen Infanterie-Regiments «Gruppe Landouzy» mit Panzerspähwagen über den Waidhof gegen Degerfelden vor, mußte sich aber wieder zurückziehen, da der Panzergraben nicht überwunden werden konnte.

Am Mittwoch, den 25. April, gegen Mittag gelangte zunächst ein kleiner Infanteriespähtrupp zu Fuß von Degerfelden nach Rheinfeldern, geleitet von Männern aus dem Danner-Kreis, die sich die kampflöse Übergabe der Stadt an die Franzosen zum Ziel gesetzt hatten. Sie begegneten keinem Widerstand – die letzten Wehrmachtsangehörigen waren kurz zuvor in die Schweiz geflüchtet, wo sie interniert wurden. Der französische Offizier verhaftete den Bürgermeister und NS-Ortsgruppenleiter Max Weiss.

Am späten Nachmittag rückte von Wyhlen und Herten her das Infanterieregiment mit Panzern, schweren Lastwagen und Jeeps in Rheinfeldern ein. Kein Schuß war gefallen. Unverzüglich wurde das Haus Dr. Hanstein (neben der Post) beschlagnahmt und dort die Kommandantur eingerichtet. Anstelle des abgesetzten Max Weiss wurde Eugen Walz als

kommissarischer Bürgermeister eingesetzt – 1933 hatten die Nazis Walz aus eben diesem Amt entfernt. Mit der Übernahme der militärischen und zivilen Gewalt durch den französischen Kommandanten begann ein neues Kapitel in der Geschichte von Badisch Rheinfelden: die Besatzungszeit, die «Franzosenzeit».

1945-48 Franzosenzeit

Die Zahl der Zeitzeugen ist gross, die in anschaulicher Weise aus der Perspektive ihrer subjektiven Betroffenheit vom Kriegsende 1945 und der Zeit der französischen Besatzung berichten. Es stimmt zuversichtlich, daß sich weder Verdrängungsmechanismen («Wir haben von all dem nichts gewusst») noch Legendenbildungen («Die Nationalsozialisten waren gar nicht so schlimm») breitmachen – auch keine Feindbilder über die Besatzungsmacht. «Wir sind die letzten, die darüber berichten können», heisst es, «und wir wollen euch davor bewahren, ähnlich schmerzhaft Erfahrungen machen zu müssen.» Man darf ihnen dankbar sein, dass sie vor fünfzig Jahren genau hingesehen haben und ungeschönt berichten – den Nachgeborenen, die die «Gnade der späten Geburt» nicht als Alibi ansehen.

Momente der Jahre 1945-48 sollen aus dem Blickpunkt zweier Menschen aus Badisch Rheinfelden aufgezeigt werden, die zum einen typisch für die Struktur der Industriestadt sind, zum anderen die Verbindung zwischen beiden Rheinfelden herstellen:

Rolf Fluri (*1931) und seine Mutter Mathilde Fluri (*1906), beide in Rheinfelden/Baden geboren, in den «Chemischen Hüüsern» der «IG Farben» (später Dynamit AG) aufgewachsen und in der Arbeitertradition verwurzelt. Die Eltern von Mathilde Fluri stammen aus dem «Welschland»: die Mutter aus Norditalien, der Vater aus La-Chaux-de-Fonds. Beide fanden in der «Pionierzeit» der jungen Industrieansiedlung Rheinfelden zu Beginn des Jahrhunderts hier Arbeit. Die 1906 geborene Tochter Mathilde heiratete einen Arbeiter der Elektrochemischen Werke und wohnte beim Einmarsch der Franzosen mit ihrer Familie in einem der «Chemischen Hüüser» in der Friedrichstrasse (Ende der 60er Jahre abgerissen).

**Mathilde Fluri erinnert sich: «Mer hän ä schöni Zit g'ha!»
Der Einmarsch**

Es mag verwundern, daß Mathilde F. die ersten Wochen nach dem Einmarsch der französischen Truppen eine «schöne

Zeit» nennt. Zuallererst war es für sie das Ende von Angst: der sich nähernde Geschützdonner aus dem Elsass konnte auch am Hochrhein noch Zerstörung bringen. Ihr Mann sollte noch wenige Tage vor dem Einmarsch zum «Volkssturm» eingezogen werden: «Zum Glück war er im Labor unabkömmlich, denn schon drei Tage später sind die meisten der Volkssturmlaute bei Rastatt gefallen.»

Den Einmarsch der Franzosen am 25. April, den sie mit einer Mischung aus Neugier und Dankbarkeit verfolgte, nennt Mathilde F. ganz klar «Befreiung»: «Wir zumindest hatten keine Angst – es ist ja auch nicht geschossen worden. Und viele standen glücklich am Strassenrand und begrüßten die Franzosen.»

Natürlich machten sich auch Befürchtungen und Angst breit, vor allem bei denen, die mit den Nazis paktiert hatten. «In der Schwedenstrasse», erinnert sich Mathilde F., «gab es ein Haus, wo Nazis – sie gaben sich als Rotkreuzleute aus – noch kurz vor dem Zusammenbruch denunzierte Mitbürger in einem angeblichen Sanitätsraum zusammenschlugen.» Die Denunzianten, die sich nach dem Einmarsch versteckt hielten, wurden ihrerseits von Nazi-Gegnern denunziert («vielfach aus Rache»), verhaftet, im Spritzenhaus und im Keller der Kommandantur eingesperrt; einige kamen in Lager nach Waldshut oder Freiburg.

In den Mai- und Junitagen 1945 gab es nicht wenige, die aufschreckten, wenn es an der Türe klopfte, und dachten: «Jetzt kommen wir dran!» Schliesslich wusste man auch hier, dass Dutzende von Rheinfelder Männern und Frauen nationalsozialistische Haft und auch Konzentrationslager erlitten hatten – und nicht selten waren Denunzianten schuld daran gewesen. «Wir allerdings haben nichts über KZs erfahren. Auch die Franzosen, die oft bei uns waren, sprachen nicht darüber», sagte Mathilde F.

Die ersten Massnahmen

In den ersten Stunden war den Soldaten zugestanden worden, bei der Zivilbevölkerung zu plündern: Radio- und Fotoapparate, Fahrräder, Uhren und Schmuck, aber auch Besteck und Bettwäsche wurden geraubt – bevor dann später die Besatzungsmacht offiziell diese Gegenstände requirierte (u.a. auch das Motorrad von Herrn Fluri). Mathilde F. verharmlost in keiner Weise diese Übergriffe, wie sie auch die in ihrer Nähe vorgekommenen Vergewaltigungen geißelt: «Auch bei uns in den Chemischen Hüttern wurde geplün-



Mathilde Fluri
(*1906)
1950 vor den
Chemischen
Hüttern in
Badisch
Rheinfelden

dert. Da war ein Partisanenkämpfer dabei, ein schlimmer Kerl, der wollte auf meine schöne Standuhr schiessen. Da habe ich sofort angefangen, französisch zu sprechen, und dann wurde der Soldat ganz friedlich.» Dank der von den Eltern erworbenen Sprachkenntnisse gelang es Mathilde F., die Soldaten von weiteren Plünderungen in der Nachbarschaft abzuhalten. Auch Vergewaltigungen konnte sie durch listiges und beherztes Handeln begegnen: «Im Nachbarskeller gab es ein Fass Wein. Und wenn die Soldaten – es waren übrigens keine Marokkaner – Wein getrunken hatten, dann kam es zu Übergriffen und auch Vergewaltigungen. Da liess ich das Fass leerlaufen und schüttete den Wein in den Garten. Dann hörten die Übergriffe auf.» Später mußte Mathilde F. dafür büssen; von neidischen Nachbarn (12 Jahre Nazi-Diktatur lassen sich nicht so leicht wegwischen) wurde sie angezeigt: sie hätte den Wein gestohlen – und prompt wurde sie bestraft: «Aber i han mi Freud g’ha», ist sie 50 Jahre später noch stolz, dass sie manches Leid verhindert hat.

Gute Kontakte zur Besatzungsmacht

Geneidet wurden ihrer Familie auch die guten Kontakte zu französischen Soldaten, die sich aus den Sprachkenntnissen ergaben. «Die Franzosen kamen jeden Abend und brachten Getränke, Gebäck, Baguettes und Kaffee mit – aber keine lebensnotwendigen Waren. Eines Abends brachten sie Nescafé mit. Das kannten wir damals noch nicht. Wir hatten Angst, sie wollten uns vergiften. Erst als der Franzose zuerst trank, waren wir beruhigt.»

Versorgung mit Lebensmitteln und Brennstoffen

Dank der intensiven Bewirtschaftung des Gartens vor und hinter den «Chemischen Hüüsern» war die Versorgung mit Gemüse und Obst auch während der Besatzungszeit sichergestellt: Hülsenfrüchte und Beeren wurden sterilisiert und zu Marmelade verarbeitet, und in jedem Keller stand ein Mostfass. Das Hauptgericht waren selbstverständlich die Kartoffeln, die zum Teil über das Werk organisiert wurden. Fleisch- und Wurstwaren, Teigwaren und Reis sowie Milchprodukte dagegen gab es nicht.

Die weitgehend intakte Agrarstruktur am und auf dem Dinkelberg milderte die andernorts noch gravierenderen Ernährungsprobleme: die Menschen aus der Stadt begaben sich mit Rucksäcken, Körben und Leiterwagen aufs Land zum «Hamstern». Da jedoch die Besatzungsmacht am Hoch-

rhein entlang schon im Mai/Juni 1945 eine zwei Kilometer breite Sperrzone mit Stacheldraht gezogen hatte, konnten die Rheinfelder (einschließlich Warmbach und Nollingen) bis in den Winter 1945/46 hinein nicht nach Minseln, Karsau oder Eichsel zur Nahrungsversorgung. Ab 1946 benötigte man einen «Laissez-passer-Schein», um diese Sperrzone zum Dinkelberg zu verlassen.

Allein schon Brennholz zu besorgen erforderte besondere Strategien: «Dienstags und freitags konnte man auf dem Rathaus Lesescheine zum Holzholen im Wald bekommen, und so ging ich zweimal in der Woche in den Wald», erinnert sich Mathilde F. «Jedes Bengele wurde gesammelt. Und wenn es geregnet hatte, wurde viel Holz am Rhein angeschwemmt: Ich stand um 4 Uhr auf, ging mit dem Leiterwagen zum Rhein und holte mir von dem Schwemmgut.»

Kohlen und Briketts dagegen konnte man über die Fabrik beziehen. Nicht wenige gingen auch zum Güterbahnhof und «organisierten» dort Briketts.

Hilfe aus der Schweiz

Die Grenzlage zur Schweiz – seit 1939 war die Rheinbrücke ohnehin nur für wenige und in Ausnahmefällen passierbar – erwies sich auch nach 1945 zunächst nicht als Vorteil. Nur für wenige Privilegierte, die in der Schweiz Arbeit fanden (sie mussten einwandfrei nachweisen, dass sie mit dem Nationalsozialismus nicht das Geringste zu tun hatten), war die Grenze durchlässig.

Als Mathilde F.s Sohn Rolf 1947 in Rheinfelden/Schweiz eine Bäckerlehre beginnen konnte, besserte sich die Ernährungslage der Familie zusehends: «Rolf brachte uns aus der Schweiz Fleisch, Kaffee, Schokolade, Griess – natürlich in bescheidenen Mengen. Pro Tag durfte er ein Pfund über die Grenze bringen.» Die Lebensmittel erhielt er teils von der Kundschaft seines Meisters, teils konnte er sie selbst kaufen: «Wenn er Brot und Backwaren bei der Kundschaft austrug oder im Sommer im Freibad am Rhein Eis verkaufte, bekam er ein kleines Trinkgeld. Für ihn und uns waren ein paar Franken aber ein Haufen Geld.»

Manchmal gelang es ihm auch, für die Familie oder für Verwandte ein Care-Paket in der Schweiz zu bestellen. «Die Schweiz hat viel geholfen», zeigt sich Mathilde F. dankbar, vermerkt aber kritisch: «Es sind aber nicht alle an die Sachen drangekommen. Die an der Quelle sassen, behielten oft Sachen für sich.» Wenn die Neunundachtzigjährige eine

Lehre aus der Vergangenheit zieht, dann will sie diese Nachkriegsjahre nicht missen. Sie fügt jedoch hinzu: «Man soll nicht alles wieder ausgraben, man soll auch einmal vergessen. Sonst gibt es immer wieder Hass.»

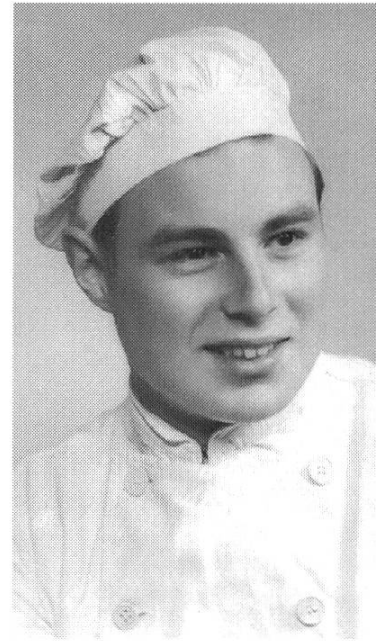
Rolf Fluri (*1931) erinnert sich an die erste Zeit unter der französischen Besatzung

Kurz vor dem abzusehenden Kriegsende hatten die Eltern Fluri ihren 14jährigen Sohn Rolf als «Hütebub» in Breitenau (bei Hinterzarten) auf dem Bauernhof einer befreundeten Familie untergebracht – zum einen musste er (bei der knappen Lebensmittellage) nicht zu Hause verköstigt werden, zum anderen war er im Hochschwarzwald in Sicherheit vor einer möglichen Einberufung zum «Volkssturm». Schulunterricht im geregelten Sinne fand ohnehin seit Herbst 1944 nicht mehr statt: die Schulkinder wurden teils zu aktiver Mitarbeit in Ernte und Versorgung, teils zu Schanzarbeiten und zum Bau von Panzerabwehrgräben in und um Rheinfelden herangezogen.

Erst im Herbst 1945, nachdem auch der Schulbetrieb wieder aufgenommen worden war, kehrte Rolf ins Elternhaus zurück. Grotesk mutet die Szenerie an, die die französischen Befreier vom Nationalsozialismus hier errichtet hatten – Friedrich Schillers «Wilhelm Tell» und Gesslers Hut kopierend. Rolf F. erinnert sich:

«Ich kam an der Kommandantur am Friedrichsplatz vorbei. Dort hatten die Franzosen eine Fahnenstange aufgestellt, die sollte man grüssen. Ich wusste das nicht und ging einfach vorbei. Da brachte mich der Posten auf die Wache. Zum Glück schaute er meine Esspakete nicht an. Mer hät jo nüt g'ha.»

Rolf Fluris Berichte zeigen die Frische des unbekümmer-ten Jungen, der listig Überlebensstrategien entwickelt, mit einem Schuss von Karl-May-Romantik und Robin-Hood-Ethik, am treffendsten in der «Benzinklau-Episode»: «Gegenüber von uns (den Chemischen Hüüsern in der Friedrichstrasse) befand sich eine Leuna-Tankstelle. Dort standen die Marokkaner mit ihren offenen Dreiachser-Lastwagen. Wir schlichen um sie herum und sahen, daß sie Benzinkanister geladen hatten. Die holten wir herunter, und während zwei Mädchen die Marokkaner im Führerhaus ablenkten, liessen wir den Tank leerlaufen und brachten die Kanister hinter die Chemischen Hüüser. Als die Soldaten fortfahren wollten, sprang natürlich der Motor nicht an. Und nun kamen wir



Rolf Fluri (*1931)
während seiner
Bäckerlehre

Buben überraschend mit den Benzinkanistern und verkauften ihnen ihren eigenen Sprit wieder – gegen Brot: Das war für uns in dieser Zeit wie Kuchen!» Das Risiko, erwischt und bestraft zu werden, musste angesichts der ungeheuren Notzeit einkalkuliert werden: «Natürlich hä mer au Schiss g'ha – aber es hät funktioniert.» Und das allgemeine Urteil über die marokkanischen Besatzungssoldaten bestätigend: «Den Kindern gegenüber waren die Marokkaner wirklich lieb. Wir haben oft von ihnen Schokolade oder Kekse bekommen.»

An die Hilfe aus der Schweiz für die Schulkinder in Form von Kleider-, Schuh- und Lebensmittelspenden erinnert sich Rolf F.: «Beim Gasthaus Trompeter gab es immer Suppen, die kamen auch aus der Schweiz – über die Rheinbrücke, in grossen Milchkannen.»

Rolf Fluri als Lehrling in Rheinfeldern (Schweiz)

Prägend für Rolf F. und aufschlussreich für die Nachkriegszeit sind aber die Jahre der Lehre in der Schweizer Nachbarstadt. 1947 bekam er – eine seltene Ausnahme und erst nach einjährigen Bemühungen – die Genehmigung, eine Bäcker- und Konditorlehre im Betrieb von Hans Zeller in der Brodlaube (heute «Zum Bäcker Toni») zu absolvieren. Schon der Übergang über die Grenze war abenteuerlich: «Wenn ich um 3 Uhr über die Rheinbrücke ging – da war ja ein Zaun, wie ein großes Gartentor, das von einem französischen Soldaten aufgeschlossen wurde, dann wurde mein Ausweis gestempelt. Und abends kam wieder ein Stempel in den Ausweis. Als ich das meinem Meister erzählte, sagte er: 'So einen Stempel habe ich ja auch! Dann stempeln wir doch einfach selber.' Der Trick mit dem Stempel klappte vorzüglich, und so konnte ich die Nacht über in der Schweiz bleiben.» Damit die Grenzbeamten keinen Verdacht schöpfen, liess sich der Junge stets gegen Mittag auf der Rheinbrücke blicken.

Schmuggel

Neben den Lebensmitteln, die man legal über die Grenze mitnehmen konnte (insgesamt ein Pfund pro Tag, darunter 50 Gramm Kaffee), blühte natürlich der Schmuggel mit Tee, Kaffee und mit den begehrten Zigaretten, erfüllten diese doch bis zur Währungsreform 1948 die Funktion einer Ersatzwährung. «Viele Rheinfelder standen schon unten am Zoll und fingen mich ab, wenn ich über die Grenze kam mit den Waren, die unsere Schweizer Verwandten besorgten», erin-

nert sich Rolf F. Er hatte zudem ein besonderes «Privileg»: «Ich konnte schmuggeln, ohne Angst zu haben: Ich hatte nämlich zwei Zöllner beim Schmuggeln erwischt – es waren ja auch nur Menschen – un z' fresse hän se au nüt g'ha! Dann arrangierten wir uns: Ich kam mit Kaffee oder Zigaretten – und gab ihnen davon ab, und sie liessen mich passieren. Einmal allerdings bekam ich den Pass acht Tage entzogen: ich wollte Dollar schmuggeln – für Verwandte aus Stuttgart, in der amerikanischen Besatzungszone. Der Zöllner entdeckte das Geld, weil ich es nicht gut im Kugelschreiber versteckt hatte!»

Für einen der Zollbeamten sollte das Arrangement freilich einen tragischen Ausgang nehmen, wie Rolf F.s Mutter zu berichten weiss: Er wurde von Neidern angezeigt und bekam so viele Schwierigkeiten, daß er sich nicht mehr zu helfen wußte und sich das Leben nahm.

Anfängliche Schwierigkeiten als Deutscher

In der Berufsschule, die selbstverständlich auch die deutschen Lehrlinge absolvieren mussten, stiess Rolf F. anfangs auf Ablehnung und Gehässigkeit bei seinen Mitschülern: «Oft wurde ich tituliert als 'Nazisau' oder 'Hitlerschwein' – bis es einmal zu einer Schlägerei kam, als ein Mitschüler mir eine Zeichnung beschädigte. Der Lehrer sah uns eine Zeitlang zu, dann funktionierte er die Stunde zur Geschichtsstunde um und klärte uns über Naziverbrechen auf. Zum Schluss meinte er: 'Der Rolf kann doch nichts dafür!' Von da an hatte ich Ruhe, und später wurden einige der Schweizer Schulkameraden meine besten Freunde, mit denen ich Touren und Ausflüge unternahm.»

Mit Bäcker- und Konditormeister Hans Zeller verstand er sich gut: «Er war kein Deutschenhasser. Gelegentlich aber sprach er von Hitlerdeutschland und meinte: 'Des isch scho e Sauerei g'si, was do äne g'loffe isch'.»

Nicht unerwähnt bleiben soll, daß ein Bekannter seines Meisters den 16jährigen Rolf F. beauftragte, Nazi-Embleme in Badisch Rheinfeldern zu besorgen und über die Grenze zu bringen. In seinem Gartenhäuschen hatte dieser eine ganze Sammlung von Orden, Abzeichen und Nazi-Literatur. Bei einer Kontrolle am Zoll hätte Rolf F. vermutlich mehr verloren als seine gute Lehrstelle.

Sommerzeit 1947

Eine heitere Episode soll den Blick auf die Nachkriegszeit abschliessen. Die Sommerzeit war, bevor sie seit den

80er Jahren europaweit eingeführt wurde, im Deutschland der Kriegs- und Nachkriegszeit (von 1940 bis 1949) allgemein üblich. 1947 wurden die Uhren jenseits des Rheins zwei Stunden vorgestellt, nicht aber in der Schweiz. Rolf F. konnte aus dieser Zeitdifferenz einen unerwarteten Nutzen ziehen. Dem leidenschaftlichen Kinogänger – einem der wenigen Vergnügen der Nachkriegszeit – gelang es auf diese Weise, am selben Abend gleich zwei Filmvorstellungen zu besuchen: Nach der 20-Uhr-Vorstellung in Badisch Rheinfelden verliess er, ohne den Nachspann abzuwarten, den Saal am Friedrichsplatz: «I bin ans Zoll abe gsegglett, bin in d' Schwyz dure – un bin em achdi däne wider ins Kino cho.» Natürlich war es bei der Rückkehr bereits halb zwölf Uhr nachts.

Als weniger erfreulich empfanden es die Einwohner diesseits des Rheins allerdings, wenn sie – aufgrund der Sommerzeit – von den schrillen Dampfpeifen der Fabriken im Badischen schon um vier Uhr geweckt wurden. «Für uns Bäcker war dies natürlich kein Problem: Wir standen zu dieser Zeit ohnehin in der Backstube.»